

Sherman Alexie
Das absolut wahre Tagebuch
eines Teilzeit-Indianers

Sherman Alexie, 1966 geboren, gehört dem Stamm der Spokane-Indianer an. Er wuchs in Wellpinit, Washington, in einem Reservat auf. Mit drei Jahren lernte er lesen und konnte so der Armut und dem Elend seiner Umgebung entfliehen. Als Verfasser von Romanen, Gedichten, Drehbüchern u. a. gilt Alexie international als Stimme des »anderen« Amerikas. Für seinen ersten Jugendroman ›Das absolut wahre Tagebuch eines Teilzeit-Indianers‹ wurde er u. a. mit dem National Book Award ausgezeichnet und erhielt diverse Auszeichnungen für die deutsche Ausgabe. Sherman Alexie lebt mit seiner Familie in Seattle. Mehr über den Autor unter www.fallsapart.com

Ellen Forney ist in Philadelphia aufgewachsen, lebt heute in Seattle und unterrichtet Comic-Zeichnen am Cornish College of the Arts in Seattle.

Katharina Orgaß und *Gerald Jung* arbeiten seit Jahren als Übersetzerteam zusammen und haben u. a. Werke von Jonathan Stroud, Ally Kennen und Dean Lorey übersetzt.

Sherman Alexie

**Das absolut wahre Tagebuch
eines Teilzeit-Indianers**

Roman

Aus dem Englischen
von Katharina Orgaß und Gerald Jung

Deutscher Taschenbuch Verlag

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell unter
www.dtv.de/lehrer zum kostenlosen Download.

Eine Hörbuchausgabe zu diesem Buch,
gelesen von Konstantin Graudus,
ist von der Hörcompany lieferbar.

*Für Wellpinit und Reardan,
meine Heimatstädte*

Das gesamte lieferbare Programm von [dtv junior](http://dtv.junior.de)
und viele andere Informationen finden sich unter
www.dtvjunior.de



Ungekürzte Ausgabe
2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© für den Text: 2007 Sherman Alexie
© für die Illustrationen: 2007 Ellen Forney
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
The Absolutely True Diary of a Part-Time Indian,
2007 erschienen bei Little, Brown and Company,
Hachette Book Group USA
© für die deutschsprachige Ausgabe:
2009, 2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm
unter Verwendung eines Fotos von gettyimages/Mitch Hrdlicka
Lektorat: Lisette Buchholz
Gesetzt aus der Sabon
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-78259-3

*Es gibt
eine andere Welt,
und sie ist in dieser.*

W. B. Yeats

Der Veilchen-des-Monats-Klub

*

Ich kam mit Wasser im Gehirn auf die Welt.

Na gut, so hundertpro stimmt das nicht. Ich wurde mit zu viel Cerebrospinal-Flüssigkeit im Kopf geboren. Aber Cerebrospinal-Flüssigkeit ist nichts anderes als das, was overschlaue Ärzte zu Gehirnschmiere sagen. Und Gehirnschmiere macht in den Hirnlappen dasselbe wie Motoröl in einem Motor. Sie sorgt dafür, dass alles schön rund läuft. Bloß ich Hirni muss natürlich mit zu viel Öl in der Birne auf die Welt kommen, sodass alles ganz dick und schlammig und eklig wurde und irgendwann gar nichts mehr richtig funktionierte. Mein Denk-, Atem- und Lebensmotor wurde immer langsamer und soff schließlich ab.

Mein Gehirn ist im eigenen Öl ersoffen.

Das hört sich ziemlich krass und komisch an, als wäre mein Gehirn ein riesiger Pommes, deshalb ist es irgendwie seriöser, poetischer und auch zutreffender, wenn ich sage: »Ich kam mit Wasser im Gehirn auf die Welt.«

Viel seriöser klingt das allerdings auch nicht. Vielleicht *ist* die ganze Sache einfach nur krass und komisch.

Aber fanden meine Mutter und mein Vater und meine große Schwester und Großmutter und meine Cousins und Cousinen und Tanten und Onkel es vielleicht komisch,

als die Ärzte meinen kleinen Schädel aufsägten und das überflüssige Wasser mit einer Art kleinem Staubsauger raussaugten?

Damals war ich gerade mal ein halbes Jahr alt und alle dachten, ich überlebe den Eingriff nicht. Und wenn ich den Ministaubsauger doch irgendwie überleben sollte, würde ich durch die Operation einen schweren Hirnschaden davontragen und den Rest meines Lebens als Zombie verbringen.

Tja, offensichtlich habe ich die Operation überlebt, sonst könnte ich das hier nicht aufschreiben. Aber ich habe alle möglichen körperlichen Probleme, die auf meinen Hirnschaden zurückzuführen sind.

Zunächst mal habe ich zweiundvierzig Zähne. Ein normaler Mensch hat zweiunddreißig, klar? Ich bin mit zweiundvierzig von den Dingen gesegnet.

Zehn mehr als gewöhnlich.

Zehn mehr als normal.

Zehn mehr, als ein richtiger Mensch hat.

Mir sind so viele Zähne gewachsen, dass ich kaum den Mund zubekam. Ich bin zum Indian Health Service gegangen, dem Staatlichen Gesundheitsdienst für Indianer, um mir ein paar davon ziehen zu lassen, damit ich normal essen kann und nicht rumschlabbere wie ein Geier, aber beim Gesundheitsdienst gibt's für größere zahnmedizinische Eingriffe nur einmal pro Jahr einen Zuschuss, darum musste ich mir alle zehn überflüssigen Zähne *an einem Tag* ziehen lassen.

Der Witz war, dass unser weißer Zahnarzt meinte, Indianer wären nur halb so schmerzempfindlich wie Weiße, weshalb er mir nur halb so viel Schmerzmittel verpasste.

Spinnt der?

Beim Gesundheitsdienst gab es auch nur einmal pro Jahr einen Brillenzuschuss und es gab nur ein einziges Modell: ein hässliches, dickes, schwarzes Plastikteil.

Wegen meines Hirnschadens bin ich auf einem Auge kurzsichtig und auf dem anderen weitsichtig. Darum waren meine Brillengläser ganz ungleich.

Und weil meine Augen sozusagen Gegenspieler sind, kriege ich immer Kopfweh. Als wären meine Augen miteinander verheiratet gewesen und könnten sich jetzt ums Verrecken nicht mehr ausstehen.

Schon mit drei Jahren musste ich eine Brille tragen und rannte wie ein dreijähriger *Opa* im Reservat rum.

Außerdem war ich dünn wie ein Strich. Wenn ich mich zur Seite drehte, war ich praktisch *unsichtbar*.

Bloß meine Hände und Füße waren mordsmäßig groß. In der dritten Klasse hatte ich schon Schuhgröße 45! Mit meinen Quadratlatschen und dem Bohnenstangenkörper sah ich aus wie ein großes L, das die Straße langspaziert.

Und meine Birne war riesig.

Gigantisch.

Mein Kopf war so groß, dass ihn kleine Indianerschädel wie Monde umkreisten. Bei manchen Kindern hatte ich den Spitznamen Orbit. Andere nannten mich einfach Globus. Wenn sie mich ärgern wollten, schnappten sie mich, drehten mich im Kreis, stupsten mir mit dem Zeigefinger auf den Kopf und sagten: »Da will ich mal hinreisen!«

Du merkst schon, äußerlich kam ich ziemlich schräg rüber. Aber *innen drin* war es noch viel schlimmer.

Zunächst mal hatte ich Anfälle. Mindestens zwei pro

Woche. Das heißt, ich fügte meinem Gehirn regelmäßig Schaden zu. Blöderweise kriegte ich diese Anfälle ja, weil ich bereits einen Hirnschaden hatte, und so riss ich bei jedem Anfall alte Wunden auf.

Echt, bei jedem Anfall habe ich meine *Schäden beschädigt*.

Jetzt hab ich schon seit sieben Jahren keinen Anfall mehr gehabt, aber die Ärzte meinen, ich sei »nach wie vor anfällig für Anfälle«.

Anfällig für Anfälle.

Geht einem das nicht wie Poesie über die Lippen?

Außerdem habe ich noch gestottert und gelispelt. Vielleicht sollte ich sagen, dass ich außerdem noch ge-ge-ge-geftottert und ge-gelifpelt habe.

Wahrscheinlich denkst du, dass Sprachfehler ja nicht lebensgefährlich sind, aber ich kann dir versichern, dass es für ein Kind nichts Gefährlicheres gibt als zu stottern und zu lispeln.

Wenn ein Fünfjähriger lispelt und stottert, ist das niedlich. Herrgott, die meisten berühmten Kinderschauspieler sind mit Stottern und Lispeln Weltstars geworden.

Auch als stotternder und lispelnder Sechs-, Sieben- und Achtjähriger ist man noch ziemlich niedlich, aber mit neun oder zehn ist damit endgültig Schluss.

Danach gehörst du mit deinem Gestotter und Gelispel zu den geistig Zurückgebliebenen.

Und wenn du vierzehn bist, so wie ich, und immer noch stotterst und lispelst, wird aus dir der beknackteste Schwachkopf des Universums.

Jeder im Res sagt mindestens zweimal am Tag Schwachkopf zu mir. Sie nennen mich Schwachkopf, wenn sie mich

ärgern wollen, wenn sie meinen Kopf in die Kloschüssel stecken oder mir einfach auf den Kopf hauen.

Ich schreibe das hier natürlich nicht so auf, wie ich rede, sonst müsste ich lauter Gelispel und Gestotter einbauen, und dann würdest du dich fragen, warum du dir die Mühe machst, die Geschichte von *so einem Schwachkopf* überhaupt zu lesen.

Weißt du, was mit Schwachköpfen im Res passiert?

Wir werden verdroschen.

Mindestens einmal im Monat.

Ganz genau: Ich bin Mitglied im Veilchen-des-Monats-Klub.

Klar geh ich gerne raus. Jedes Kind geht gern raus zum Spielen. Aber es ist sicherer, wenn ich drinbleibe. Also hänge ich meistens allein in meinem Zimmer rum, lese und zeichne. Karikaturen und Comics.

Hier eine Zeichnung von mir:





Ich zeichne und kritzle andauernd.

Ich zeichne Karikaturen von meiner Mutter und meinem Vater, von meiner Schwester und meiner Großmutter, von meinem besten Freund Rowdy. Und von allen anderen im Res.

Ich zeichne, weil Wörter zu unvorhersehbar sind.

Ich zeichne, weil Wörter zu beschränkt sind.

Wenn man Englisch, Spanisch, Chinesisch oder irgendeine andere Sprache spricht oder schreibt, kann nur ein bestimmter Prozentsatz der Menschheit einen verstehen.

Aber wenn man ein Bild malt, versteht das jeder.

Wenn ich eine Blume male, kann jeder Mann, jede Frau und jedes Kind auf der ganzen Welt das Bild anschauen und sagen: »Das ist eine Blume.«

Ich zeichne also, weil ich mich der Welt mitteilen will. Und ich will, dass mir die Welt zuhört.

Mit dem Stift in der Hand komme ich mir wichtig vor. Dann male ich mir aus, dass ich eines Tages berühmt bin.

Ein Künstler. Vielleicht ein berühmter Künstler. Vielleicht ein reicher, berühmter Künstler.

Es ist meine einzige Chance, reich und berühmt zu werden.

Seht euch die Welt doch an. Fast alle reichen und berühmten dunkelhäutigen Menschen sind Künstler: Sänger und Schauspieler, Schriftsteller und Tänzer, Regisseure und Dichter.

Darum zeichne ich. Weil es womöglich meine einzige realistische Chance ist, dem Reservat zu entkommen.

Ich glaube, dass die Welt aus einer Abfolge von Dammbrüchen und Überflutungen besteht, und meine Zeichnungen sind winzige kleine Rettungsboote.

Warum mir Hühnchen so viel bedeutet

*

Prima, jetzt weißt du also, dass ich Zeichner bin. Ich finde, dass ich sogar ziemlich gut bin. Aber egal wie gut ich bin, meine Zeichnungen werden sich niemals in Essen oder Geld verwandeln. Es wäre super, wenn ich ein Erdnussbutterbrot mit Marmelade oder ein Bündel Zwanzigdollarscheine zeichnen und sie dann mit einem Zaubertick Wirklichkeit werden lassen könnte. Aber das kann ich leider nicht. Das kann keiner, nicht mal der hungrigste Zauberer der Welt.

Ich würde gern zaubern können, aber ich bin bloß ein armseliger Junge, der mit seiner armseligen Familie im armseligen Spokane-Indianerreservat lebt.

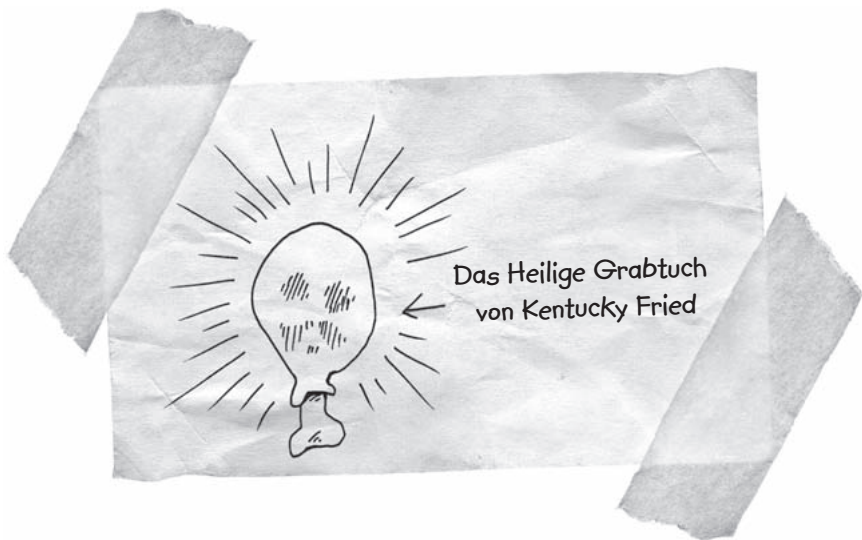
Weißt du, was am schlimmsten ist, wenn man arm ist? Wahrscheinlich bist du inzwischen selbst längst draufgekommen:

Armut = leerer Kühlschrank + leerer Magen

Ja, meine Familie lässt ab und zu eine Mahlzeit aus und dann gibt's zum Abendessen bloß 'ne Mütze Schlaf, aber ich weiß, dass meine Eltern irgendwann mit 'nem Eimer voll Kentucky Fried Chicken zur Tür reinmarschiert kommen.

Originalrezept.

Und irgendwie schmeckt einem alles viel besser, wenn man richtig Hunger hat. Wenn man (ungefähr) achtzehneinhalb Stunden nichts gegessen hat, gibt es nichts Köstlicheres als ein Hühnerbein. Ich schwör's, ein knuspriges Hühnerbein lässt einen im Handumdrehen an Gott glauben.



Soll heißen, der Hunger ist nicht das Schlimmste am Armsein.

Jetzt fragst du garantiert: »Ist ja gut, Mr Hungerkünstler, Mr Großmaul, Mr Leidensgeschichte, Mr Geheimrezept – was ist denn dann das Schlimmste am Armsein?«

Schon gut, ich verrat's dir.

Letzte Woche ist mein bester Freund Oscar schlimm krank geworden.

Erst dachte ich, er hat bloß einen Sonnenstich oder so was. Schließlich war es ein irre heißer Julitag (neunund-dreißig Grad im Schatten und neunzig Prozent Luftfeuchtigkeit) und viele Leute sind mit Sonnenstich umgekippt, warum also nicht ein kleiner Hund in seinem Pelzmantel?

Ich hab versucht, ihm ein bisschen Wasser einzuflößen, aber er wollte nichts trinken.

Er lag mit roten Triefaugen in seinem Körbchen und hat vor Schmerzen gewinselt. Als ich ihn streicheln wollte, hat er wie verrückt gejault, als ob seine Nerven zehn Zentimeter aus der Haut rausstehen.

Ich dachte, er braucht vielleicht nur ein bisschen Ruhe, aber dann fing er an sich zu übergeben und hinten kam Durchfall rausgeschossen und er hatte so komische Anfälle und hat fürchterlich mit den Beinchen gestrampelt und immer weiter gestrampelt.

Klar, Oscar ist mir damals bloß zugelaufen und ich hab ihn adoptiert, aber er war das einzige Lebewesen, auf das ich mich verlassen konnte. Mehr als auf meine Eltern, meine Großmutter, meine Onkel und Tanten und Cousins und Cousinen und meine große Schwester. Er hat mir mehr beigebracht als jeder Lehrer.

Ehrlich, Oscar war anständiger als jeder Mensch, den ich kenne.

»Mom«, hab ich gesagt, »wir müssen mit Oscar zum Tierarzt.«

»Der wird schon wieder«, hat sie gemeint.

Aber sie hat *gelogen*. Wenn sie lügt, werden ihre Augen in der Mitte immer ganz schwarz. Sie ist Spokane-Indianerin und eine schlechte Lügnerin, was eigentlich völlig unlogisch ist. Wenn man bedenkt, wie oft man uns India-

ner schon angelogen hat, müssten wir eigentlich viel bessere Lügner sein.

»Er ist richtig schlimm krank, Mom«, hab ich gesagt.
»Wenn wir ihn nicht zum Arzt bringen, stirbt er.«

Sie hat mich angesehen. Ihre Augen waren nicht mehr so schwarz. Von daher wusste ich, dass sie jetzt die Wahrheit sagen würde. Und glaub mir, manchmal ist die Wahrheit das *Allerletzte*, was man hören will.

»Junior, mein Lieber«, sagte Mom. »Es tut mir leid, aber wir haben kein Geld für Oscar.«

»Ich geb's dir wieder, versprochen.«

»Schätzchen, das kostet Hunderte Dollar, vielleicht sogar tausend.«

»Ich bezahl die Rechnung. Ich such mir einen Job.«

Mom lächelte traurig und nahm mich ganz doll in den Arm.

Mann, wie bescheuert kann man sein? Was für einen Job kriegt man schon als Indianerjunge? Um im Spielkasino beim Black Jack als Croupier zu arbeiten, war ich noch nicht alt genug, im ganzen Reservat gab es nur ungefähr fünfzehn richtige Rasenflächen (und keiner der Besitzer würde jemanden fürs Rasenmähen bezahlen), und die Zeitungen wurden schon von einem Stammesältesten namens Wally austragen. Und der musste sowieso nur fünfzig Zeitungen austragen, außerdem war für ihn sein Job eher so eine Art Hobby.

Ich konnte nichts tun, um Oscar zu retten.

Nichts.

Nichts.

Nichts.

Also legte ich mich neben ihn auf den Boden, streichel-

te ihm den Kopf und flüsterte seinen Namen. *Stundenlang.*

Dann kam Dad von *irgendwoher* nach Hause, redete mal wieder mit Mom unter vier Augen und sie trafen eine Entscheidung *ohne mich.*

Und dann holte Dad sein Gewehr und seine Patronen oben aus dem Schrank.

»Trag Oscar nach draußen, Junior.«

»Nein!«, rief ich.

»Er leidet. Wir müssen ihm helfen.«

»Das darfst du nicht!«, schrie ich.

Am liebsten hätte ich meinem Dad eine runtergehauen. So fest, dass er Nasenbluten kriegt. Ihm aufs Auge gehauen, damit er blind wird. Ihm in die Eier getreten, damit er ohnmächtig wird.

Ich war so was von wütend. Vulkanwütend. Tsunamiwütend.

Dad sah mich nur mit traurigen Augen an. Er weinte. Er sah *schwach* aus.

Wegen dieser Schwäche hätte ich ihn gern gehasst.

Am liebsten hätte ich Mom und Dad dafür gehasst, dass wir so arm waren.

Am liebsten hätte ich ihnen die Schuld dafür gegeben, dass mein Hund krank war, und überhaupt die Schuld für alle Ungerechtigkeiten auf der Welt.

Aber ich kann meinen Eltern nicht die Schuld an unserer Armut geben, denn meine Mutter und mein Vater sind nun mal die Zwillingssonnen, die ich umkreise, ohne sie würde meine Welt EXPLODIEREN.

Schließlich ist es ja nicht so, dass meine Eltern mit 'nem goldenen Löffel im Mund geboren wären oder dass sie

das Familienvermögen verspielt hätten. Meine Eltern stammen von armen Leuten ab, die von armen Leuten abstammen, die von armen Leuten abstammen, und immer so weiter bis zu den allerersten armen Leuten auf der Welt.

Adam und Eva bedeckten ihre Scham mit Feigenblättern; die ersten Indianer bedeckten ihre Scham *mit ihren kleinen Händen*.

Ich weiß, dass meine Mutter und mein Vater auch ihre Träume hatten, als sie jung waren. Sie träumten davon, etwas anderes als immer nur arm zu sein, aber sie hatten nie die Möglichkeit, etwas anderes zu sein, weil niemand sich für ihre Träume interessierte.

Meine Mutter wäre aufs College gegangen, wenn sie die Möglichkeit gehabt hätte.

Sie liest immer noch jede Menge Bücher. Kauft sie kiloweise. Und merkt sich alles, was sie liest.

Sie kann manche Sachen seitenweise auswendig. Sie ist ein wandelndes Tonband. Echt, meine Mom hat die Zeitung in fünfzehn Minuten durch und kann mir anschließend die Baseball-Ergebnisse hersagen, weiß, wo es wieder Krieg gibt, wer gerade im Lotto gewonnen hat und wie warm es an dem Tag in Des Moines, Iowa wird.

Wenn mein Vater die Möglichkeit gehabt hätte, wäre er Musiker geworden.

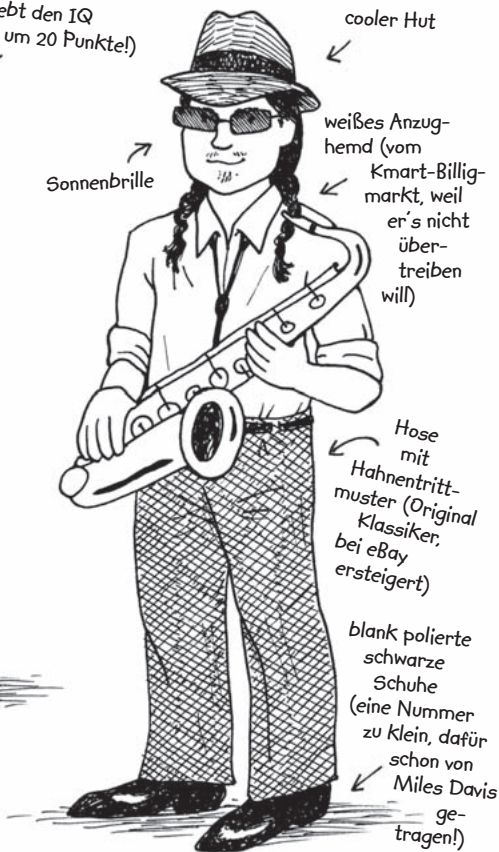
Wenn er betrunken ist, singt er alte Country-Songs. Und Blues. Hört sich gar nicht mal schlecht an. Wie ein Profi. Könnte glatt im Radio laufen. Er spielt Gitarre und ein bisschen Klavier. Außerdem hat er noch sein altes Saxofon aus der Highschool, das ist immer blank geputzt

Wer **MEINE ELTERN** hätten sein Können,

wenn sich irgendwer für ihre Träume interessiert hätte:



LEHRERIN DES
JAHRES 1992-98
STAATLICHES COLLEGE
SPOKANE FALLS



DER
FÜNFTBESTE JAZZ-SAXOFONIST
WESTLICH DES MISSISSIPPI